

Nr. 112. Bromberg, den 31. Mai 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

11. Fortsetzung.

XI.

Im Großen Hauptquartier.

Der Generalstab von Kleckerfeld tagte abwechselnd bei den verschiedenen Heeresleitungen. Heute war Frau Drogeriebesitzer Heinemann Gastgeber, denn sie hatte Geburtstag. Das war so gut wie ein Examen. Wie jedes andere Mitglied hatte sie an jedem Geburtstag erneut einen Befähigungsnachweis beizubringen, hatte also guten Kaffee zu kochen und die Mitglieder mit einer neuen, selbst erdachten Torte zu überraschen. Es war streng verpönt, den Bäcker mit der Torte zu behelligen. Schon der Versuch war strafbar, weil alle Merkmale des Betruges vorlagen, ganz zu schweigen, daß er auch eine Bankerotterklärung bedeutete. Die oberste Pflicht — Frau Heinemann war sich dieser Pflicht voll bewußt — aber bestand darin, die Chefs der verschiedenen Armeen zu unterhalten, daß die Zeit wie im Fluge verstrich. Frau Kommissionsrat Bohnsack, deren Geburtstag der Anlaß zur letzten Versammlung gewesen war, hatte es gut gehabt. Am Tage vorher war gerade die verrückte Anzeige von Brandenstein im Kleckerfelder Boten gewesen. Böttcher Brandenstein, der seit Jahr und Tag mit seiner Frau wie Katz und Hund lebte, machte bekannt, daß ihm beim Kartoffelpflanzen seine Frau verloren gegangen sei; der Wiederbringer erhalte als Belohnung eine Tracht Prügel. Dies ungewöhnliche Ereignis hatte bei der letzten Tagung Stoff zu stundenlanger Debatte gegeben, und Frau Kommissionsrat hatte keine Mühe gehabt, ihre Kaffeegäste bis um sieben Uhr zusammenzuhalten. Die Zeit des Aufbruchs war eine Zensur für die Wirtin. Gab die Dienstälteste eine halbe Stunde früher das Zeichen zum Gehen, so bedeutete das für die Leistungen eine Vier.

Frau Heinemann wußte noch so gut wie nichts. Daß bei Kaufmann Jost gestern der Gerichtsvollzieher gewesen war, wahrscheinlich zum Pfänden, war zwar unbestreitbar eine neue Tatsache, reichte aber nicht für eine dreistündige Kaffeeunterhaltung. Der sichere Instinkt des Weibes sagte Frau Heinemann, daß der Stoff nicht dehnbar genug war.

Da kam Frau Körner schon die Straße entlang, natürlich mit dem unvermeidlichen Alpenveilchen unterm Arm, das nach drei Tagen verwelkt war. Dafür war diese Blume auch am billigsten. Eben war die Uhr vier. Frau Körner hatte wohl Angst, daß die anderen ein Stück Kuchen mehr bekamen als sie. „Wie liebenswürdig, Frau Körner, daß Sie mit dem Glockenschlage kommen! Man merkt, daß die Schule zur Pünktlichkeit erzieht. Und die reizenden Blumen! Sie haben es behalten, daß das Alpenveilchen meine Lieblingsblume ist.“

Bald füllte sich der Salon. Frau Zimmermeister Mewius, deren Divisionsabschnitt die Lange Straße war, kam mit ihrer mehr als erwachsenen Tochter. Die Wallgegend war ein schwieriger Geländeteil, unübersichtlich für die Beobachtung, und hatte darum zwei Vertreter zur Sitzung entsandt, Frau Sanitätsrat Kollmorgen und Frau Molkereibesitzer Besendahl. Die wichtige Gegend um die Kirche unterstand Frau Oppen, die durch ihren Mann, den Redakteur und Verleger des Kleckerfelder Boten, einen entscheidenden Einfluß auf die öffentliche Meinung von Kleckerfeld hatte. Jeder Stadtteil war vertreten, nur die Villengegend fehlte noch.

Hier herrschte unumschränkt Frau Bürgermeister Braun, deren Zivilstellung es mit sich brachte, daß sie auf Lebenszeit Oberster Chef des bei Frau Heinemann wartenden Stabes war. Es war zu erwarten, daß sie auch ihren Adjutanten, ihre allmählich flügge werdende Tochter, zum erstenmal dem erlauchten Kreise zuführte, um sie einzuweihen in die Aufgaben, Pläne und Ziele der Heeresleitung. Frau Heinemann hatte schon die zweite Mütze über die Kaffeekanne gezogen. Selbstverständlich konnte die Hauptsitzung erst beginnen, wenn Frau Braun ihren Sofaplatz eingenommen hatte.

Es verging beinahe eine halbe Stunde, bevor Frau Braun mit weißen Lippen und mit ihrer Tochter erschien. Ein Blinder konnte sehen, daß etwas Besonderes geschehen sein mußte. Auch Frau Braun deutete es an.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, meine gute Frau Heinemann, daß ich Sie habe warten lassen. Aber ein nicht ganz alltägliches Erlebnis hat mich unterwegs aufgehalten. Doch davon erzähle ich Ihnen nachher. Erst wollen wir uns Ihren berühmten Kuchen schmecken lassen.“ Frau Braun hatte gut reden. Wer dachte nach dieser Einleitung an Kaffeewonnen?

Wer konnte soviel innere Sammlung aufbringen, seine Gedanken zu konzentrieren auf den wohlgeratenen Käsekuchen, die Geburtstagsschöpfung von Frau Heinemann? Frau Mewius ließ keinen Blick vom Chef, wollte die Gefechtslage aus kleinen Anzeichen erraten und kaute auf dem Kuchen, als habe sie trockenes Schwarzbrot zwischen den Zähnen. Müde schlich die Unterhaltung dahin. Nur das übliche Kleingewehrfeuer erinnerte daran, daß man im Dienst war. Das gerichtsvollzieherische Ereignis bei Kaufmann Joost vermochte die Stimmung nicht zu beleben, war ein Blindgänger, um den sich feldgewohnte Führer nicht kümmerten.

Endlich gab der Chef den Befehl zum Angriff. „Vielleicht besehen sich Ihre Amalie, meine liebe Frau Mewius, mit meiner Lottelore eine Weile die wunderschöne Filetstickerei von Frau Heinemann. Ich sah sie vorhin im Eßzimmer.“

Gehorsam standen die Genannten auf. Gegen einen Armeebefehl gab es keine Widerrede. Arm in Arm verschwanden beide durch die Mitteltür.

Die Zurückbleibenden verharrten lautlos. Sie wußten, daß eine heikle Frage angeschnitten werden sollte. Da war es gut, daß das Jungvolk aus der Front gezogen wurde. Fräulein Amalie Mewius hatte zwar schon drei Jahrzehnte im Lebenskampf gestanden, war aber noch unverheiratet und bedurfte daher der Schonung. Lottelore gar hatte noch nicht die Zwanzig erreicht und gehörte darum erst recht nicht in die vordere Gefechtslinie.

„Möchten Sie mir noch eine Tasse Kaffee einschenken, meine liebe Frau Heinemann?“

Frau Bürgermeister verstand es, ihre Zuhörer zu foltern. Die Kaffeekanne zitterte in der Hand von Frau Heinemann. Noch einmal holte Frau Bürgermeister tief Atem, dann begann sie mit ihrem Bericht.

„Sie wissen, daß mein Weg mich am sogenannten Sportplatz vorbeiführt. Ich habe nichts übrig für alles, was unter dem Namen Leibesübungen läuft. Erwachsene werden zu Kindern und brüsten sich mit ihren kindlichen Erfolgen. In meiner Jugend gab es Derartiges noch nicht. Mein Mann steht zwar auf einem andern Standpunkt, aber ich bedaure, das städtische Gelder für Gliederverrenkungen und Harlekinaden mißbraucht werden.“

Frau Bürgermeister verschnaufte. Die Pause war nötig. Wie das Kommando „Hinlegen!" nötig ist, um unmittelbar vor dem Einbruch in die feindliche Linie letzte Kraft zu sammeln. Alle schwiegen in atemraubender Spannung. Frau Oppen, deren Kaffeedurst noch nicht gestillt war, wagte nicht, nach der Tasse zu greifen; die Bewegung wäre eine Disziplinwidrigkeit gewesen.

„Schon von weitem sahen meine Tochter und ich an der Böschung einen hellen Fleck, der auseinanderriß, als wir näherkamen. Nackte Jungs, nur mit einer Badehose bekleidet, wimmelten auf dem Platz umher; sie nahmen an der Böschung ein — ja, Sonnenbad nennt man es ja wohl, wenn man sich nackend auf die Erde wirft. Ein Schreien und Toben begann. Hinter einem großen Ball lief die Gesellschaft her, unmittelbar auf uns zu. Ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich den Lehrer Busacker erkannte, der ebenfalls nur mit einem Badeanzug bekleidet war. Der Mensch hatte die Stirn, uns in seinem anstößigen Gewand noch eine Verbeugung zu machen. Viel hätte nicht gefehlt, dann wäre er gar auf uns zugekommen und hätte uns mit einem Handschlag begrüßt. Das heißt: dann hätte ich jede Rücksicht beiseite gesetzt und wäre mit meiner Tochter umgekehrt. Noch jetzt, wo ich nur von diesem Vorgang erzähle, schlägt mir das Herz."

Ein ergriffenes Schweigen folgte. Die Damen wagten kaum, einander anzusehen. Heiligste Gefühle waren verletzt. Die Blicke gingen aus dem Fenster oder verkrochen sich schon in einem dunklen Winkel.

Endlich fühlte sich Frau Heinemann als Hauswirtin verpflichtet, sich zum Dolmetsch der Empfindungen aller zu machen: „Unerhört!"

Frau Zimmermeister Mewius dachte an ihre Tochter, die sich nebenan auf der Rettungsstation befand, und suchte nach Worten, die ihrem vernichtenden Urteil eine möglichst konkrete Form gaben. „Solch ein Benehmen ist in Kleckerfeld nicht üblich gewesen, solange es steht. Wenn das bei uns einreißen sollte, könnte man sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen."

„Da muß irgend etwas geschehen!" rief Frau Besendahl. Wenn nichts geschah, mußte sie die Verantwortung für die schwierige Wallgegend unbedingt ablehnen.

Frau Bürgermeister stellte mit Befriedigung fest: „Ich freue mich, meine Damen, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe. Ihr sittliches Empfinden ist so hart getroffen wie meins. Wir haben dafür zu sorgen, daß diesem Herrn Busacker das Unerhörte seines Benehmens zu Gemüte geführt wird."

Die Augen suchten heimlich Frau Körner. Diese fühlte die Blicke und suchte Halt an dem Muster der Tischdecke. Es war klar, daß man sie mit verantwortlich machte für die Busackerschen Seitensprünge. Und sie fühlte auch diese Verantwortung. Ihr war zumute, als habe sie auf dem Sportplatz ein öffentliches Ärgernis gegeben. Was sollte aus einer Schule werden, wenn Busacker an einem Tage jahrelange Erziehungsarbeit umstieß. Wieder ging es nicht an, daß sie Busacker zu sich kommen ließ, um ihm zu sagen, in welche Verlegenheit sie durch ihn gekommen sei. Sie war ihm nicht gewachsen.

Frau Sanitätsrat war infiziert von dem Geist der toleranten Zeit, und es war kein Geheimnis, daß sie ihren Divisionsabschnitt nur mangelhaft in Ordnung hatte. Sie konnte es nicht lassen, auch im Busackerschen Fall ihre laxe Auffassung von Anstand und Sitte zum Ausdruck zu bringen.

„Ich teile zwar Ihre Entrüstung, liebe Freundinnen, aber doch nur bis zu einer gewissen Grenze. Im vorigen Sommer war ich, wie Sie wissen, aus Gesundheitsrücksichten im Seebad. Dort war das Kostüm von Herrn Busacker etwas Alltägliches. Ich habe selber im Badeanzug am Strand in der Sonne gelegen. Vielleicht —"

Sie kam mit ihren Ausführungen nicht zu Ende. Die Empörung von Frau Bürgermeister ließ sich nicht länger niederhalten.

„Meine liebe Frau Sanitätsrat, wir sind nicht in einem beliebigen Badeort, sondern in Kleckerfeld. Lockere Strandsitten soll man nicht einfach auf unsere Stadt übertragen. Ihren Standpunkt in Ehren, aber ich glaube, Sie würden anders sprechen, wenn der liebe Gott Sie mit Kindern, gar mit Töchtern gesegnet hätte."

Frau Sanitätsrat mußte schweigen und sich mit einem Schluck Kaffee trösten. Ihre Kinderlosigkeit schleppte sie wie einen Makel durchs Leben.

Von den übrigen Damen ward Frau Bürgermeister durch ein beistimmendes Kopfnicken belohnt, und das ermutigte sie zu weiterem Vorgehen.

„Es gibt verschiedene Möglichkeiten, die Sache aus der Welt zu schaffen. Zunächst haben wir zu bedenken, daß es städtische Kinder sind, die man dem Herrn Busacker anvertraut hat. Ich könnte also meinen Mann bitten, die erforderlichen Schritte zu tun. Aber merkwürdigerweise hat er eine Schwäche für diesen Herrn, und ich zweifle darum daran, daß er die Angelegenheit mit dem nötigen Nachdruck verfolgen wird."

Sie holte Atem. Es war hart, vor den Freundinnen den eigenen Mann in ein ungünstiges Licht setzen zu müssen.

„Man könnte sich an die Stadtverordnetenversammlung wenden," sagte Frau Mewius, denn ihr Mann gehörte zu denen, die über das Wohl von Kleckerfeld zu wachen hatten.

„Ich habe zwar zu dem gesunden Sinn unserer Vertreter unbedingtes Vertrauen, aber Männer sind Männer!"

Frau Braun sah von einer zur anderen. Sie erwartete von ihren Untergebenen weitere Vorschläge.

Frau Heinemann mußte in die Bresche springen. „Wir könnten die Eltern veranlassen, daß sie ihren Kindern verbieten, den Anweisungen Busackers zu folgen."

„Auch ich habe daran gedacht, meine liebe Frau Heinemann, und bei dem Einfluß, den wir besitzen, wäre dieser Weg schließlich auch gangbar. Aber es würde sehr viel Staub aufgewirbelt. Nicht irgendwelche Rücksicht auf Herrn Busacker, sondern lediglich der gute Ruf unserer Stadt veranlaßt mich, die Sache behutsam aufzufassen. Man reinigt schmutzige Wäsche nicht auf dem Marktplatz. Ich denke an Sie, Frau Körner!"

Diese schreckte zusammen. Sie hatte das Unheil auf sich zukommen sehen, hatte vergeblich gegrübelt, ihm auszuweichen. Zaghaft blickte sie auf.

„Wenn Sie sich etwas deutlicher ausdrücken möchten, Frau Bürgermeister —"

„Sie haben doch gewissermaßen dienstlich mit dem Herrn zu tun, treffen hin und wieder mit ihm zusammen. Unter vier Augen würde ich ihn in Kenntnis setzen von der hellen Empörung, die sein Benehmen hervorgerufen hat. Sollten Ihre Anregungen nicht genügen, sollte er bei seinem Badeanzug beharren, so müßten wir uns weitere Schritte vorbehalten. Ich wäre Ihnen im Namen der Stadt zu Dank verpflichtet, wenn Sie ihm auch das andeuten wollten. Sie könnten ihn noch darauf hinweisen, daß eine Zurückhaltung in seinem Interesse liege, weil seine Stellung, die ja doch durch allerhand sonstige Vorkommnisse schon gelitten habe, sonst völlig untergraben werde."

Ergeben nickte Frau Körner. Vom Chef der Obersten Heeresleitung hatte sie den Auftrag bekommen, allein den feindlichen Graben zu stürmen. Aber Befehl war Befehl und keine Gefälligkeit. Der Plan wurde noch im einzelnen durchgesprochen, die Art des Angriffs erörtert, Reserven bereitgestellt.

Im Umsehen verlief die Zeit. Es war halb acht, als Frau Bürgermeister sich erhob. „Wunderschön war es wieder bei Ihnen, Frau Heinemann!" Eine bessere Zensur gab es nicht. —

Die Badehosenangelegenheit war schon am nächsten Tage erledigt, allerdings durfte die Oberste Heeresleitung den Erfolg nicht für sich buchen. Der Feind zog sich zurück, ohne schon bedrängt worden zu sein.

„Nackttänze sind eigentlich polizeilich verboten, Herr Kollege!" belehrte Heiden in der Pause den Veranstalter.

„Sie werden auch vorläufig nicht wieder vorkommen. Ich habe mich erkältet, meine Klasse und ich husten heute um die Wette. Der Kleckerfelder Breitengrad liegt reichlich nördlich."

Am glücklichsten war Frau Körner.

(Fortsetzung folgt.)

Frühsommer.

Immer höhere Beglückung
duftet nun aus jeder Blüte,
rauscht aus laubigem Geäste,
da die Sonne in den Gleisen
ihrer Bahn zur Höhe zieht,
in urewig-gleichen Kreisen
aufwärts lodert zum Zenith,
und in lächelnder Verzückung
sich der Stunden helle Güte
ründet wie zu großem Feste.

Alle Kreaturen stehen
lichtumbrandet, glückerhellt —
ungeheueres Geschehen!
Lebensselig blüht die Welt.

Zoe Droysen.

Die Graugans kommt!

Ein sibirisches Jagderlebnis von **Joseph M. Velter.**

Langsam trieb unsere in Wercholensk erworbene große und geräumige Lotka stromab auf der Lena, die sich langsam verbreiterte. Die kleinere Ossinowka schwamm angebunden getreulich hinterdrein. Immer noch war die Lena stellenweise recht seicht. Ust-Ulginskaja und Samanovskaja lagen hinter uns, an Golovskaja waren wir vorübergeglitten und näherten uns dem, wie wir hörten, etwas größeren Ust-Ortinskaja. Aber was die Leute schon unter „größer" verstehen! Die Orte glichen sich — wie fast in ganz Sibirien — auch hier aufs Haar: überall standen hinter zerfallenden Zäunen die düsteren, kleinen Holzhäuser, zwischendurch eine kleine Holzkirche verloren und trübselig in der endlosen Weite. Es reizte uns wenig, auszusteigen, es sei denn, daß wir uns in irgend einer armseligen Lafka (Laden) etwas besorgen wollten.

Nun lagen Imquill und ich faul und schläfrig im Boot auf den ausgebreiteten Bärenfellen. Die überhängenden Zweige der Bäume schwammen manchmal schattenhaft über uns hin, wenn die Lotka in Ufernähe am Waldrande vorbeiglitt. Semjon Pawlowitsch führte das Steuerruder; einschläfernd klang das Plätschern des Wassers herüber. Wir waren ziemlich müde. Früh am Morgen, kaum eine halbe Stunde nach unserem Aufbruch, hatte uns der Russe mit dem Ruf „Loss, barin!" (ein Elch, Herr!) in die Höhe gebracht. Polternd brach ein schwerer Körper durch das Unterholz. Die Laikis, deren Unruhe uns schon vorher aufgefallen war, hoben ein aufgeregtes Winseln an. Was sollten wir tun? Eigentlich war eine Birsch ziemlich aussichtslos, aber der Funke von Hoffnung, doch noch auf das edle Wild zu stoßen, ließ uns keine Ruhe. Es schadete uns nach der faulen Fahrerei der letzten Tage ohnehin nichts, wenn wir unsere Knochen einmal richtig bewegten. Also ans Ufer, die Hunde losgekoppelt, die Büchse aufgenommen, und fort ging's in den Urman. Wenn auch an ein nur halbwegs anständiges Geweih jetzt nicht zu denken war, gab es doch wenigstens Fleisch.

Den ganzen Morgen streiften wir umher, und als wir schließlich klopfenden Herzens den Laut der Laikis hörten, war es ein augenscheinlich hochbeschlagenes Tier, das die Hunde im unterholzreichen Fichtendickicht gestellt hatten. Da gaben wir es, müde und hungrig geworden, auf und waren froh, als wir nach allerlei Umwegen endlich unsere Boote wieder gefunden hatten. — Die Fleischfrage aber sollte bald auf eine andere Weise befriedigt werden.

Am Nachmittage, wir fuhren eben an einer der tiefen, weit ins Land reichenden schilfigen Lagunen vorbei, stießen wir am Ufer auf einen der alten, verwitterten Jäger, wie man sie besonders im Norden, wo sie als Trapper ein hartes, entbehrungsreiches Dasein führen, häufig antreffen kann. Wir hielten an, da ich mich recht gern ein wenig über die Wildbestände des zu durchfahrenden Gebietes unterrichten wollte. Da hörten wir zu unserer Freude, daß der große Frühjahrszug der Gänse noch andauere. Ich hatte geglaubt, daß wir um wenigstens drei Wochen zu spät kämen. Schnell hatten wir unsere Boote aus der Strömung in die Lagune geschleppt, die, wie wir jetzt sahen, sich zu einem regelrechten See erweiterte. Bald saßen wir in der in die Erde gegrabenen Hütte des Jägers. Da erfuhren wir nun, daß er seit vielen Jahren im April regelmäßig diese Hütte besuche, alljährlich beim großen Zug der Enten und Gänse an dieser Stelle viele Hunderte erlege und nach Ust-Ortinskaja liefere, von wo sie nach Kirensk gingen.

Nun, seine Hütte hatte er sich recht wohnlich eingerichtet. Sie war geräumig, der Fußboden mit Balken und Brettern ausgelegt, in der Ecke ein Schlaflager aus Fellen. Sogar ein Tisch und eine Bank fehlten nicht, und was das Erstaunlichste war, auch ein kleiner Ofen (in dem jetzt allerdings kein Feuer brannte) sorgte in den noch kalten März- und Apriltagen für die nötige Wärme. Wir versprachen dem Alten, wenn am Abend der Zug käme, ihm beim Abschießen behilflich zu sein, nur machten wir aus, daß wir ein Dutzend Gänse mitnehmen würden, die wir einzusalzen gedachten. Damit war der Mann herzlich gern einverstanden und durfte es auch sein, denn unsere beiden Schrotflinten konnten im entscheidenden Augenblick von allergrößtem Wert für ihn selbst. Wir unternahmen noch, um das Gelände kennen zu lernen, einen kleinen Spaziergang in die Umgebung der Hütte, wo wir als erstes ein halbes Dutzend ausgestopfte Graugänse erblickten, die Lockpuppen, die in genau den Gewohnheiten der wilden Gänse angepaßter Gruppierung hingesetzt waren. Mit dem Kopf gegen den Wind, da fast alle Wasservögel gegen den Wind abstreichen. Würde man diese scheinbare Kleinigkeit übersehen, dann dürfte man sicher sein, umsonst auf das Wild zu warten. Die scheuen Gänse würden bestimmt den ihnen höchst verdächtigen Platz vermeiden. Der mit Schilf umwachsene See war rings von der sanft ansteigenden Taiga eingeschlossen. Wir marschierten ein gutes Stück ringsum, während uns der alte, erfahrene Waldmensch Näheres über die diesjährigen Wanderzüge erzählte. Die Bernickelgänse waren schon vorüber. Das Jagdergebnis befriedigte ihn ganz und gar nicht; auch von den Saatgänsen hatte er sich mehr versprochen. Wohl kamen sie wie alljährlich zu Tausenden und Abertausenden, aber oft so spät am Abend, daß es kein Büchsenlicht mehr gab. Oder aber sie gingen am anderen Ende des Sees nieder, wo in früheren Jahren sein Sohn auf dem Anstand gelegen hatte. Der aber war vor zwei Jahren erschossen worden, der Himmel mochte wissen von wem und weshalb. Nun hauste er in der Wildnis. Nachdem seine Frau schon vor mehr als zwanzig Jahren gestorben war, lebte er ganz von Jagd und Fischfang; die Vogelzüge im Frühjahr waren seine größten Einnahmequellen.

Als wir zur Hütte zurückkamen, dauerte es eine ganze Weile, bis ich sie entdeckte, so vorzüglich war sie verborgen und mit Schilf verkleidet. Wir zündeten uns noch eine Pfeife an, erzählten dem Alten von unseren Fahrten und von Europa. Kopfschüttelnd hörte er zu. „Boje moi, boje moi", rief er mitunter aus, und ich habe ihn im Verdacht, daß er uns von allem recht wenig glaubte. Radio, zum Beispiel! Wie konnte es geschehen, daß man Musik hörte, die viele tausend Wjerst entfernt hervorgebracht wurde? Und wozu sollte das gut sein?

Der Abend kam und mit ihm der Gänsezug. Ein einzelner, kleinerer Schwarm. Der alte Trapper nahm ein Stück Birkenrinde und begann zu locken: „Gahkah—kakgak." Wir waren sprachlos darüber, daß er mit einem so primitiven Mittel den Schrei der ziehenden Gänse so unbedingt echt nachahmen konnte. Die Gänse schwenkten ab, begannen mehrmals weite Kreise zu ziehen, indes wir atemlos gespannt folgten. Endlich fielen sie ganz in der Nähe der Hütte und der Lockpuppen ein. „Gahkak—kakgak", lockte der Alte, und als aus dem Zug Antwort tönte „Gikgak", hoben wir die Gewehre. — „Nicht schießen!" flüsterte der Jäger. Jetzt sahen wir, warum: endlose Züge von Graugänsen zogen dicht über uns hin und erfüllten die Luft mit einem tosenden, brausenden, polternden Flügelschlagen. Das Wasser rauschte auf unter den Tausenden einfallender Gänse, und ein verwirrend schnatterndes „tattatah" erscholl aus dem Schilf.

Nun war es Zeit. Schuß krachte auf Schuß. Unnötig, auf ein einzelnes Tier anzulegen, die Schrotladung brauchte nur in die Wolke hinein gehalten zu werden, und zwei, drei, vier Gänse plumpsten ins Schilf oder klatschten ins Wasser. Es war eine wilde und aufregende Schießerei. Sie dauerte an, bis die Dunkelheit hereingebrochen war. Da wurde es ruhig und kein Flügelschlag mehr hörbar.

Als wir am anderen Morgen die Strecke betrachteten, lagen weit über hundert Gänse da. Der Alte war überglücklich: das gab einen unerwartet schönen Erlös für ihn.

Der europäische, weidmännisch empfindende Leser wird über diese Schlächterei vielleicht ein wenig entrüstet sein. Wenn er aber die für ihn einfach unvorstellbaren Mengen von Geflügel, die alljährlich diese Züge unternehmen, kennen würde, Züge, die trotz der jahrzehntelangen Verfolgung nicht die mindeste Abnahme erkennen lassen, dann müßte er das Ganze mit anderen Augen ansehen, als das, was es ist: eine Erwerbsquelle des sibirischen Jägers, die mit weidgerechter Jagd so wenig zu tun hat wie der Heringsfang zur Zeit der großen Züge mit sportgerechter Fischweid.

Die Gänse luden wir am anderen Morgen früh auf unsere und des Trappers im Schilf versteckte Boote. Er war heilfroh, die reiche Beute auf diese Weise so schnell nach Ust-Ortinskaja bringen zu können, und wußte sich in Dankesbezeugungen nicht genug zu tun. Oft habe ich später noch an den alten, damals schon sechzigjährigen Trapper denken müssen, den wir so zufällig kennen lernten und der vereinsamt und von allen vergessen sein hartes, bitteres und doch auch wieder friedvolles Leben im Schweigen der Taiga lebt, während fern die große Welt erbraust.

Die Rationalisierung des Waschtages.

Ein Kapitel von praktischer Wissenschaft für die Hausfrau.

Von Hanna Erwin.

Rationalisierung — dieses Schlagwort unserer Zeit hat auch in dem konservativst geleiteten Betriebe, den es gibt, im Haushalt, Eingang gefunden. Bewußt oder unbewußt handelt wohl heute jede einigermaßen tüchtige Hausfrau im Sinne dieses Wortes, das da vorschreibt, mit dem möglichst geringsten Aufwande den möglichst größten Nutzeffekt zu erzielen. Nur in einen Raum des Hauses pflegt dieses Wort noch immer nur sehr langsam einzudringen, das ist — die Waschküche. Hier wird in den meisten

Fällen roch noch Urmütterweise verfahren, und es ist deshalb kein Wunder, daß der Waschtag meist ein Tag des Schreckens für die ganze Familie zu sein pflegt. Denn meist steht er im Zeichen der „Ungemütlichkeit“ der flüchtig aufgeräumten Stuben, der schnell zusammengekochten Gerichte und der Erschöpfung und nervösen Überreizung der Hausfrau. Die kommende Sommerzeit mit ihrem gesteigerten Verbrauch an Wäsche und Waschkleidern für Mutter und Kinder macht das Thema „Waschtag“ zur Zeit besonders aktuell, und deshalb wollen wir nachfolgend einmal untersuchen, wie man diesem Tage durch Nationalisierung seiner Arbeit einen großen Teil seines Schreckens nehmen kann.

Nicht jede Hausfrau kann es sich leisten, ihre Wäsche in die Waschanstalt zu geben, und die wenigsten können auch die Anschaffung kostspieliger Waschmaschinen und Hilfsapparate erschwingen, von denen es allerdings ganz vorzügliche Systeme gibt. Trotzdem kann jede Hausfrau sich ihre Aufgabe unendlich erleichtern, wenn sie richtig verfährt. Wir müssen eben auch bei der Lösung des Problems „Wie reinige ich meine Wäsche?“ wissenschaftlich vorgehen.

Wodurch wird unsere Wäsche schmutzig? Die Leibwäsche nimmt unsere Hautausdünstungen auf; in dieser setzen sich die Staub- und Schmutzteilchen fest, und zwar um so mehr, je schmutzigere Arbeit wir zu tun haben, und in Städten, in denen mehr Kohlenstaub und Ruß in der Luft herumfliegt, natürlich auch mehr als auf dem Lande. Ebenso ist es mit der Bettwäsche, wenn auch natürlich nicht in dem gleichen Grade, und deshalb ist Bettwäsche meistens ja nicht so sehr schmutzig, falls man sie regelmäßig wechselt. Geschirrtücher nehmen von den Töpfen und Schüsseln usw. kleine Fetteile an, in denen sich der Schmutz festgesetzt, ebenso Handtücher. Es handelt sich also bei all' unserer Wäsche, wenn wir sie reinigen wollen, darum, das *Bindemittel*, das den Schmutz in ihr festhält, zu *lösen* und den Schmutz *fortzuspülen*. Das ist die Aufgabe des Waschens. Diese löst man nicht durch *Reiben*! Reiben allein kann niemals reinigen, *Wasser*, *Seife* und *Spülen* sind die eigentlichen Waschmittel. Warum reibt man denn die Wäsche? An einigen Stellen, wie z. B. an Hals und Ärmelbündchen, sitzt vielleicht der Schmutz besonders fest, und den sucht man durch Reiben zu lockern. Außerdem war in früheren Zeiten, als unsere Technik noch nicht so weit fortgeschritten war, das Reiben und damit im Wasser Hin- und Herbewegen das einzige Mittel, den Schmutz fortzuspülen. Das Reiben ist und bleibt aber ein *Notbehelf*, und wenn man es tut, so sollte man wenigstens immer darauf achten, daß „Stoff auf Stoff“ kommt, alle scharfen Gegenstände wie Bürsten, Waschbretter u. dgl. sollte man vermeiden; sie zerstören die Faser des Wäschestückes, das dadurch schneller zerreißt, als bedingt wäre durch seine natürliche Abnutzung. Man hat festgestellt, daß ein Wäschestück normalerweise, d. h. wenn es von guter Qualität ist und sachgemäß behandelt wird, etwa 50 Wäschen aushält, ohne schadhaft zu werden. Wenn wir es aber reiben und z. B. beim Auswringen mit der Hand zerren, so wird es oft schon nach wenigen Wäschen Fehlstellen zeigen. Das Gleiche ist natürlich der Fall, wenn man scharfe Waschmittel, minderwertige Seife u. dg. nimmt, die die Wäschefaser zerstören.

Wir wollen uns nun einmal den Verlauf eines Waschtages vorstellen.

Wir sortieren am Tage zuvor unsere Wäsche, d. h. wir zählen sie und trennen die bunten Stücke von den weißen, die Wollwäsche von der baumwollenen und leinenen oder halbleinenen und die schmutzige von der weniger schmutzigen. Tisch- und Bettwäsche werden wir z. B. nicht mit der Leib- und Küchenwäsche zusammenbringen, weil die erstere nicht so schmutzig ist und nicht soviel Arbeit erfordert. Auch besonders schmutzige Stücke, wie Arbeitswäsche usw., weichen wir für sich ein.

Hier kommt das Wort „Einweichen“. Was bedeutet das? Es ist die Vorstufe zum Schmutzauflösen. Würden wir die Wäsche gleich in heiße Seifenlauge bringen, so würde der Schmutz sich zwar auflösen, aber nicht aus der Wäsche herausgehen. Denn durch die Hitze quillt die Gewebefaser und nimmt die Staubteilchen nur um so inniger auf. Richtig ist es also, wenn man die Wäsche *kalt* einweicht, und zwar mit *Bleichsoda*. Die Soda löst das Fett zum großen Teil schon auf kaltem Wege auf, so daß der Schmutz schon gelockert in die Waschlauge kommt. Am anderen Morgen wringen wir die Wäsche aus der Einweichlauge heraus (möglichst mit Hilfe der Wringmaschine). Dann machen wir uns die Kochlauge zurecht. Auf 25—30 Liter Wasser (2½—3 Eimer) rechnet man ein Paket gutes Seifenpulver oder ½ Pfund Kernseife, auch ein gutes ozonhaltiges Waschmittel ist zu empfehlen. Hieran darf nicht geknapst werden, denn wenn man volle Leistung erwartet, muß man auch die volle, vorgeschriebene Menge und die beste Qualität anwenden. Man löst das Waschpulver *kalt* auf, Klümpchen gut verdrücken! In diese *kalte* Brühe kommt nun die Wäsche, und zwar alles zusammen, ausgenommen Wollwäsche und Buntes. Man kann dies ruhig tun, weil ja der Hauptschmutz vorher durch das Einweichen schon beseitigt ist. Die kalte Lauge läßt man nun langsam ins Kochen kommen. Dieses braucht nur ¼ Stunde zu dauern, und dann läßt man die Wäsche noch 1—2 Stunden ziehen, *nicht* kochen; man spart also Feuerung. Zu beachten ist hierbei, daß die Wäsche Bewegungsfreiheit hat, es muß genügend Lauge im Kessel oder Topf sein, denn sonst kann die Lauge nicht zirkulieren zwischen der Wäsche und den gelösten Schmutz nicht fortspülen. Man kann auch die Wäsche über Nacht in der Lauge belassen und am anderen Morgen fertigmachen, *nötig* ist es aber nicht. Man muß die Wäsche gut und häufig umrühren, damit alle Wäschestücke gut von der Lauge umspült werden.

Wenn die Wäsche nun lange genug gezogen hat, nimmt man sie aus der Brühe, läßt sie durch die Hand gehen und sieht Bündchen, Kragen und Nähte nach. Fast *immer* wird sie dann bereits tadellos sauber sein und uns durch ihre Blütenweiße erfreuen. In hartnäckigen Fällen *wiederholt* man das Verfahren, aber wie gesagt, das kommt nur selten vor. Auf jeden Fall ist man dann sicher, auch die schmutzigsten Stücke sauber zu haben. Es bleibt dann nur noch das Spülen zu erledigen. Dieses ist besonders wichtig: *Gut gespült ist halb gewaschen*, und nur durch gutes Spülen verhindern wir das Gelbwerden der Wäsche, wenn sie längere Zeit im Schranke liegt. Man spült das erstemal heiß, denn in kaltem Wasser würde die Seifenlauge, die sich noch in der Wäsche befindet, gerinnen und die Seifenteilchen würden sich nicht herausspülen lassen. Einmal heiß und zweimal kalt spülen genügt im allgemeinen.

In der abgekühlten, handwarmen Waschlauge waschen wir nun noch unsere *Wollwäsche* und unser *Buntes*, das wir auch vorher in Bleichsoda eingeweicht hatten, Wollsachen und Strümpfe weicht man aber vorher nicht ein, auch müssen diese Sachen gleich nach dem Waschen gespült und aufgehängt werden, denn Wollwäsche darf nicht lange naß bleiben. Wenn man so verfährt, wird man den Waschtag nicht als Last empfinden, weil die Arbeit leicht und schnell zu erledigen ist und weil man so Zeit und Gelegenheit findet, auch die übrigen häuslichen Obliegenheiten in gewohnter Weise zu erfüllen.



Bunte Chronik



* **Fidencio, ein mexikanischer Wunderdoktor.** Mexiko hat eine neue Anziehungskraft. Tausende strömen nach dem kleinen Orte Espinosa im Staate Nuevo Leon, wo „el nino Fidencio“, der große Wundermann, sein Lager aufgeschlagen hat. Fast zehntausend Kranke, Krüppel und Invaliden haben ihre Zelte um das des Heilbringers errichtet und warten, bis an sie die Reihe kommt. — Fidencio ist jetzt 25 Jahre alt. Über seiner Herkunft schwebt ein gewisses Dunkel, doch soll er von amerikanischen Eltern stammen. Für die Heilung seiner Patienten verwendet er nur zwei Arten von Medikamenten, eins für innere, das andere für äußere Gebrechen. Daneben bedient er sich noch eines Paars großer Zangen, mit denen er alle möglichen Arten von Zahnoperationen ausführt. So grob seine Methode auch erscheint, so ist sie bei den Heilungsuchenden doch anscheinend sehr beliebt und wirksam. Alle Kranken beteuern, daß sie keinerlei Schmerzen empfinden, selbst wenn Fidencio ihnen ein Dutzend Zähne hintereinander zieht. Einige wirklich erfolgte, unzweifelhafte Heilungen haben Fidencio beim Volke einen heute durch nichts mehr zu erschütternden Ruf eingebracht. Sogar der Präsident Calles wird unter den Patienten des Wunderarztes genannt.

*

* **Eine grauenhafte Strafe** ist die in China bestehende Entziehung von Schlaf. Nur Männer, die ihre Frauen ermordet haben, werden *durch Entziehung von Schlaf zum Tode verurteilt*. Der Verurteilte wird in den Kerker geworfen, und unter Aufsicht von Wärtern gestellt, die jede Stunde abgelöst werden, und den Verbrecher Tag und Nacht daran hindern, auch nur ein Auge zu schließen, um zu schlafen. Nach Verlauf von etwa acht Tagen flehen die Unglücklichen dringend, ihrer Qual doch ein Ende zu machen, und sie zu töten durch Ertränken, Erschießen oder auf irgendeine andere Art, welche auch immer es sein möge. Zuweilen leben diese Unglücklichen 14 Tage, ohne zu schlafen; dann aber sterben sie unter den grauenhaftesten Schmerzen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.